

Anschriften

Psychoanalytische Assoziation
Die Zeit zum Begreifen

Präsidentin: Jutta Prasse, Bleibtreustr. 15/16,
10623 Berlin, Tel.: 883 28 03

Sekretariat: Eva Maria Jobst, Bartningallee 26,
10557 Berlin, Tel.: 391 82 79

Koordinator: Claus-Dieter Rath, Niebuhrstr. 77,
10629 Berlin, Tel.: 881 91 94

Kassierer: Thomas Kittelmann,
Prinz-Friedrich-Leopold-Str. 29,
14129 Berlin, Tel.: 803 33 80

Mitgliedsbeitrag: Der Mitgliedsbeitrag beträgt zur Zeit
100 DM pro Monat.

Konto der
Assoziation: 375 43 - 106, Postgiro Bln W,
BLZ 100 100 10

Satzung: Die Satzung der Psychoanalytischen
Assoziation *Die Zeit zum Begreifen* wird
auf Wunsch vom Sekretariat zugesandt.

Brief
der Psychoanalytischen Assoziation
Die Zeit zum Begreifen
Brief Nr. 12 vom 8.10.1993

Inhalt

- | | |
|----|--|
| 3 | Harald Greil
Von der unausstehlichen Witzigkeit der
Psychoanalyse |
| 16 | Hinrich Lüthmann
Panik |
| 36 | Perla Dupuis-Elbaz
Die Position des Analytikers und das
analytische Bridge |
| 42 | Mitteilungen der Assoziation |
| | Impressum |

Harald Greil

Von der unausstehlichen Witzigkeit der Psychoanalyse

Es trifft sich nicht schlecht, daß der Tag, an dem ich vor Ihnen von der unausstehlichen Witzigkeit der Psychoanalyse spreche, der Faschingssamstag ist. Nächsten Dienstag ist ja Faschingsdienstag. In der Zeit werden Narren- und Kappensitzungen oder ähnliches abgehalten. Ich müßte dann in die Bütt steigen. Ob man eine Versammlung von Psychoanalyse Praktizierenden mal als Narrensitzung ansehen könnte, möchte ich dahingestellt lassen. In der Gegend, aus der ich komme, wo man nicht von Karneval, sondern von Fasching oder Fastnacht spricht, heißt der Faschingssamstag der schmalzige Samstag. An dem Tag erlaubt man sich folgenden derben Spaß. Wenn man jemanden trifft, bedeutet man ihm, man habe ein wichtiges Geheimnis mitzuteilen, das niemand sonst mitanhören dürfe. Man tut so, als wolle man demjenigen ins Ohr flüstern, tatsächlich spuckt man ihm aber ins Ohr. Nun, ich kann Sie beruhigen, ich habe nicht vor, den schmalzigen Samstag zu praktizieren, außerdem wäre die Distanz auch zu groß.

Also ein vorgebliches Geheimnis, was sich als Spucke erweist. Bei der Vorbereitung ist mir dies Vorhaben jedenfalls nicht mal als unausstehlich witzig, sondern nur als unausstehlich erschienen.

In Grimms *Deutschem Wörterbuch* steht bei unausstehlich: »unter den in Frage kommenden unaushaltbar, unerträglich, un-
leidlich ist unausstehlich das stärkste, höchsten Grad des Widerwil-
lens, Abscheus, der Abneigung anzeigend...« oder als Adverb: »zu
höchster Steigerung verwendet.« (S. 238 Band 24)

Ich zitiere jetzt aus dem 118. Brief an Fließ: »Mit der Psy-
chologie steht es so, daß ich es von Deinem Urteil werde abhängen
lassen, ob ich sie noch einmal umarbeiten oder in dieser Form wa-
gen soll. Die Traumsachen selbst halte ich für unangreifbar; was
mir an ihnen mißfällt, ist der Stil, der unfähig war, den edlen simplen
Ausdruck zu finden, und in witzelnde, bildersuchende Um-
schreibungen verfallen ist. Ich weiß das, aber der Teil in mir, der es
weiß und zu schätzen weiß, der produziert leider nicht.

»Daß der Träumende zu witzig«, ist sicher richtig, aber es
trifft weder inich, noch motiviert es einen Vorwurf. Alle Träumer
sind ebenso unausstehlich witzig und sie sind es aus Not, weil sie
im Gedränge sind, ihnen der gerade Weg versperrt ist.« (S. 254,
255; S. Freud, *Aus den Anfängen der Psychoanalyse*, 1975)

Aus dem 119. Brief: »Allein ich glaube, meine Selbstkritik
war nicht ganz unberechtigt. Es steckt auch in mir irgendwo ein
Stück Formgefühl, eine Schätzung der Schönheit als einer Art der
Vollkommenheit und die gewundenen, auf indirekten Worten stol-
zierenden, nach dem Gedanken schielenden Sätze meiner Traum-
schrift haben ein Ideal in mir schwer beleidigt. Ich tue auch kaum
Unrecht, wenn ich diesen Formmangel als ein Zeichen fehlender
Stoffbeherrschung auffasse. Du wirst es ebenso empfunden haben
und wir sind immer zu ehrlich mit einander gewesen, als daß einer
dem anderen etwas vorzumachen brauchte. Der Trost liegt in der
Notwendigkeit, es ist eben nicht besser gegangen. Es tut mir noch
leid, daß ich mir den liebsten und besten Leser durch die Mitteilung
der Korrekturen verderben muß, denn was kann einem überhaupt
gefallen, wenn man es als Korrektor lesen muß. Ich kann Dich aber,
den Repräsentanten des Anderen, leider nicht entbehren und – habe
wieder 60 Blätter für Dich.« (S. 255, 256 a.a.O.)

Freud ist sich überhaupt nicht sicher, ob er beim Verfolgen
der Sache, die ihn so beschäftigt und die mit »Grant«, wie er es
nennt, verbunden ist, nicht in die Irre geht. Er macht sich vom Ur-
teil seines Freundes Fließ abhängig. In den beiden Briefen bringt er
mehrere Entschuldigungen vor. Er bemängelt seinen Stil, aber:
»Der Trost liegt in der Notwendigkeit, es ist eben nicht besser ge-
gangen.« Die Formulierung macht deutlich, daß es nicht um seine
persönliche stilistische Unfähigkeit geht, sondern um eine Notwen-
digkeit. Notwendigerweise entstehen diese »gewundenen, auf indi-
rekten Worten stolzierenden, nach dem Gedanken schielenden
Sätze.« Freud entschuldigt sich also für seine Sache – die Traum-
deutung zu dieser Zeit – die mit diesem merkwürdigen Stil ver-
bunden ist.

Auch im ersten gedeuteten Traum der Psychoanalyse, im
Traum von Irmas Injektion, geht es um Freuds Entschuldigungen,
für Irmas weiterbestehende Beschwerden nicht verantwortlich zu
sein.

Die 23. Vorlesung der *Neuen Folge der Vorlesungen zur
Einführung in die Psychoanalyse über die Weiblichkeit* leitet er
ebenfalls mit einer Entschuldigung ein: »Sie sehen, wenn man es
unternimmt, sich zu entschuldigen, kommt es am Ende darauf hin-
aus, daß alles unvermeidlich war, alles Verhängnis. Ich unterwerfe
mich: ich bitte Sie, tun Sie es auch.« (S. 120, S. Freud, GW XV)

Schließlich endet »Jenseits des Lustprinzips« mit einem
Rückert-Zitat: »Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken.
Die Schrift sagt, es ist keine Sünde zu hinken.« (S. 69, S. Freud,
GW XIII)

Doch zurück zu den beiden Briefen. Dem Vorwurf von
Fließ, der Träumer sei zu witzig, wird entgegnet mit der Erklärung,
sie – die Träumer – seien aus Not unausstehlich witzig, da sie im
Gedränge seien, weil ihnen der gerade Weg versperrt ist. Hier wie
vorhin beim Stil der Traumschrift: aus Not.

Also Entschuldigung und Not bzw. Notwendigkeit. Für eine
Notwendigkeit braucht man sich eigentlich nicht zu entschuldigen.

Aber welche Schuld soll Freud auf sich geladen haben, für die er sich so oft entschuldigt. Ich möchte hier einen Sprung machen und auf den ödipalen Konflikt verweisen, in dem das Objekt – die Mutter – verboten ist, es also um eine mögliche Schuld geht beim Versuch, es dennoch zu kriegen. Das Objekt a jedoch ist unmöglich zu haben, hier spielen Verbot und Schuld keine Rolle. Not gehört etymologisch – nach *Kluge* – zu einem Verbalstamm, der bedeutet: bis zur Erschöpfung abquälen, ermattet zusammensinken, was schon besser zu einem unmöglich zu erlangenden Objekt als zu einer Schuld, auch besser zur unausstehlichen Witzigkeit paßt.

Jetzt noch zu einer weiteren Entschuldigung in den Briefen. Fließ, den »liebsten und besten Leser«, zu verderben entschuldigt Freud durch die Mitteilung von Korrekturen, durch die Inanspruchnahme als Korrektor, schickt ihm aber gleichzeitig weitere 60 Blätter zum Korrekturlesen. Er kann ihn als Repräsentanten des »Anderen« leider nicht entbehren.

Bei dem Stichwort »Anderer« möchte ich auf ein entscheidendes Element der Freudschen Witztheorie zu sprechen kommen. Ob ein Witz gelungen ist, darüber entscheidet der Andere mit seinem Lachen. Derjenige, dem der Witz eingefallen ist, muß ihn einem Anderen erzählen, vorher ist der Witz als wesentlich sozialer Vorgang, wie ihn Freud im Gegensatz zum Traum nennt, nicht abgeschlossen. Allerdings weiß der Andere nicht, worüber er beim Anhören eines Witzes lacht. Ich möchte mich hier auf die 82/83 von Jutta Prasse gehaltene Vortragsreihe über den Witz beziehen. Es geht um den einzigen Witz, den Freud in seinem Witzbuch zweimal anführt, ohne dies zu erwähnen, den Witz vom Schnorrer, der den reichen Baron um Geld für eine Badereise nach Ostende bittet, da dies zur Herstellung seiner Gesundheit erforderlich sei, worauf der Baron zu bedenken gibt, ob es denn gerade Ostende, das teuerste Seebad, sein müsse, und der Schnorrer dann erwidert: »Für meine Gesundheit ist mir nichts zu teuer.« Jutta Prasse wies auf eine besondere Verwendung des »oder« der Alienation hin: Gesundheit oder Geld. Bei dem Witz wird mit der Alienation gespielt, es wird

getrickst. Die unmögliche Wahl: weder das eine, noch das andere gilt nicht, weil es zwar um die Gesundheit des Schnorrers geht, aber nicht um sein Geld, er aber so tut, als ob es seins wäre. In der Folge ist auch nicht die Separation des Objekts a nötig. Dennoch klappt das doch nicht so ganz. Für die Vollendung oder Bestätigung des Gelingens eines Witzes ist das Lachen des Anderen nötig. Der Andere weiß aber, wenn er lacht, nicht, worüber er lacht. Es scheint, als ob das Lachen eine Stelle des Nichtwissens oder eine Defektstelle des Wissens des Anderen deckt. Der Andere wird durch das Witzerzählen auf eine gewisse Art und Weise gelöchert.

Nach diesem kurzen Ausflug in die Witztheorie zurück zu Freuds Brief an Fließ. Freud benötigt Fließ als »Repräsentanten des Anderen« für seine Traumschrift, wie er sie nennt, obwohl sie kein Witz sein soll. Fließ lacht auch nicht darüber, aber er nennt es zu witzig, unausstehlich witzig.¹ Auf diese bemerkenswerte Formulierung »unausstehlich witzig« möchte ich näher eingehen.

Freud schreibt dazu in seinem Witzbuch: »Die reichliche und zügellose Anwendung der indirekten Darstellung, der Verschiebungen und insbesondere Anspielungen in der Traumarbeit hat eine Folge, die ich nicht ihrer eigenen Bedeutung wegen erwähne, sondern weil sie der subjektive Anlaß für mich wurde, mich mit dem Problem des Witzes zu beschäftigen. Wenn man einem Unkundigen oder Ungewöhnten eine Traumanalyse mitteilt, in welcher also die sonderbaren, dem Wachdenken anstößigen Wege der Anspielungen und Verschiebungen dargelegt werden, deren sich die Traumarbeit bedient hat, so unterliegt der Leser einem ihm unbehaglichen Eindruck, erklärt diese Deutungen für 'witzig', erblickt aber in ihnen offenbar nicht gelungene Witze, sondern gezwungene und irgendwie gegen die Regeln des Witzes verstoßende. Dieser Eindruck ist nun leicht aufzuklären: er rührt daher, daß die Traumarbeit mit denselben Mitteln arbeitet wie der Witz, aber in der Anwendung derselben die Grenzen überschreitet, welche der Witz einhält.« (S. 197, 198 GW VI)

Trotz der von Freud gelieferten Aufklärung bleibt weiterhin das Problem dieser merkwürdigen Kopplung: *unausstehlich witzig* bestehen. Hier wird nicht gelacht, im Gegenteil wird von einem unbehaglichen Eindruck gesprochen – im Fall der Formulierung *unausstehlich* sogar, nach dem Grimmschen Wörterbuch, von höchstem Abscheu und Widerwillen. Dennoch wird das Wort *witzig* benutzt. Es geht auch nicht um schlechte Witze.

Freud zufolge entsteht die Lust beim Witz aus dem Spiel mit Worten oder aus der Entfesselung des Unsinn, bei den tendenziösen Witzen kommt die unterdrückte Tendenz dazu. Der Witz vermag diese Lust gegen die Aufhebung durch die Kritik zu schützen, indem er dank der Vieldeutigkeiten der Worte und der Mannigfaltigkeit der Denkrelationen das Spiel mit Worten oder dem Unsinn gleichzeitig sinnvoll erscheinen läßt. Beim Anderen wird durch das Anhören des Witzes die gehemmte Vorstellung oder Gedankenverbindung hervorgerufen, gleichzeitig wird die Hemmung mobilisiert, aber schon in statu nascendi als überflüssig oder zu spät erkannt. Die für die Hemmung aufgewandte, aber jetzt als überflüssig erkannte Besetzungsenergie wird abgelacht. Folgt man dieser Theorie für den Fall des *unausstehlich Witzigen*, so hilft Freuds Erklärung, der *unausstehlich witzige* Träumer übertreibe in der Anwendung der Mittel, mit denen der Witz arbeitet, also bei der Verdichtung und vor allem der Verschiebung, erst mal nicht weiter. Fließ kritisiert ja nicht, die Träume wären konfus, wirr oder ähnliches, sondern zu witzig. Es muß also nach der Theorie die Vorstellung oder Gedankenverbindung, die sofort die Hemmung mobilisiert, hervorgerufen werden. Rührt der Charakter des *Unausstehlichen* daher, daß die mobilisierte Hemmungsenergie zu groß ist, nicht abzulachen ist und deswegen nicht auszustehen ist? Freud betont, daß in der Traumarbeit sehr viel mehr das Mittel der Verschiebung angewandt wird als beim Witz, wo es vor allem um Verdichtung geht. Der Traum als *asoziale Bildung* ist nicht auf Verstehen angewiesen, muß sich davor sogar hüten, kann also ausgiebig vom Mittel der Verschiebung Gebrauch machen, um die Zensur umgehen zu

können. Im Gegensatz dazu müssen die Verschiebungen des Witzes vom Anderen »redressierbar« sein, wie Freud es nennt.

Der vorher erwähnte Witz vom Schnorrer, der nach Ostende will, wird von Freud übrigens als Beispiel eines besonders reinen Verschiebungswitzes angeführt.

Ich zitiere nun noch einmal Freud: »Es liegt nun der Einfall nahe, daß bei der Traumarbeit eine psychische Macht sich äußert, die einerseits die psychisch hochwertigen Elemente ihrer Intensität entkleidet, und andererseits auf dem Wege der Überdeterminierung aus minderwertigen, neue Wertigkeiten schafft, die dann in den Trauminhalt gelangen. Wenn das so zugeht, so hat bei der Traum-bildung eine Übertragung und Verschiebung der psychischen Intensitäten der einzelnen Elemente stattgefunden, als deren Folge die Textverschiedenheit von Trauminhalt und Traumgedanken erscheint. Der Vorgang, den wir so supponieren, ist geradezu das wesentliche Stück der Traumarbeit: es verdient den Namen der Traumverschiebung.« (S. 313 GW II, III)

Also Übertragung und Verschiebung. Zum ersten Mal taucht der Begriff *Übertragung* in der Traumdeutung jedoch in der Einleitung zum ersten gedeuteten Traum der Psychoanalyse, zum Traum von Irmas Injektion, auf: »Nun muß ich aber den Leser bitten, für eine ganze Weile meine Interessen zu den seinigen zu machen und sich mit mir in die kleinsten Einzelheiten meines Lebens zu versenken, denn solche Übertragung fordert gebieterisch das Interesse für die versteckte Bedeutung der Träume.« (S. 110, GW II, III)

Auch im Traum von Irmas Injektion geht es – wie im 118. Brief an Fließ – um Entschuldigungen, um den Wunsch, an Irmas Krankheit unschuldig zu sein. Sie kennen alle den Vergleich mit der Verteidigung des Mannes, der einen ausgeliehenen Kessel durchlöchert zurückgegeben hat. Ein wichtiges Element in dem Traum: »Der Mund geht dann auch gut auf, und ich finde rechts einen großen weißen Fleck, und anderwärts sehe ich an merkwürdigen krausen Gebilden, die offenbar den Nasenmuscheln nachgebil-

det sind, ausgedehnte weißgraue Schorfe.« (S. 111, 112 GW II, III)
Dieses Element verweist über Fließ und dessen Theorie über den Zusammenhang zwischen Nase und Geschlechtsorgan auf das weibliche Geschlechtsteil.

Hier möchte ich an Freuds Herleitung der tendenziösen Witze aus der Zote anknüpfen. Freud erzählt eine Geschichte, um die ursprüngliche Situation bei der Zote zu erklären. Er geht von den Partialtrieben, dem Schau- bzw. Tasttrieb, aus. Es handelt sich um den Wunsch, das Weib entblößt zu sehen. Ursprünglich ein Verführungsversuch wird die sexuell erregende Rede zur Zote, wenn die Frau sich weigert, was Freud zum Beispiel als gegeben ansieht, wenn noch ein anderer anwesend ist. Der andere, Dritte wird durch die Zote des ersten bestochen, in ihm wird die Vorstellung des entblößten Weibes durch die Zote hervorgerufen. Er lacht über die Zote, die sich gegen die Frau richtet. Die Zote wird zum Witz vor allem durch das Mittel der Anspielung, der Ersetzung durch ein Kleines.

Im Irmatraum sieht Freud diese schorfige Stelle, nachdem der Mund gut aufgeht. Er wendet sich dann an seine Kollegen, an den ärztlichen Kreis, der die verschiedenen Varianten des Wissens vertritt, wobei er auf eine verhöhnende, sich lustig machende Tendenz hinweist, z.B. dem Dr. M. gegenüber, der einer Hysterica »aufgesessen« ist. Das Wort »aufgesessen« kommt auch in einem anderen Zusammenhang vor: bei den Unsinnswitzen, den »Aufsitzern«.

In der Entstehungsgeschichte handelt es sich auch um den Wunsch, etwas Verborgenes zu sehen; hier geht der Mund aber nicht auf, der Andere kommt hinzu; es bleibt nichts anderes übrig, als ihn auf seine Seite zu ziehen und das Verborgene doch noch – wenn auch nur durch Anspielung – (nach Freud eine Verschiebung) sichtbar zu machen.

Hier wäre an die Perversion zu erinnern. Im Traum von Irmas Injektion und der Zote kommen der Andere und das Wissen hinzu. Beim Witz wird mit der Alienation gespielt, aber ganz aus-

getrickst werden kann sie doch nicht. Bei der Perversion wird der Andere nicht durch indirekte Anspielungen bestochen, sondern der Perverse macht sich zum Instrument des Genießens des Anderen, tritt selbst an die Stelle des Objekts *a*. Ein Verweis auf die perverse Lösung findet sich meines Erachtens auch in dem »leider« des Satzes aus dem Brief Freuds an Fließ: »Ich kann Dich aber, den Repräsentanten des Anderen leider nicht entbehren.« (S. 256, S. Freud, Aus den Anfängen...)

Wäre Freud lieber direkt zum Schluß gekommen? Dann wäre es jedoch keine Psychoanalyse.

Was ist aber mit dem »unausstehlich witzig« ? Es ist weiter unausstehlich geblieben. Das ganze bisherige Herumschnuppern und Stöbern in allen möglichen Theoriebereichen hat keine Erhellung diesbezüglich gebracht.

Dennoch lohnt es sich vielleicht weiterzugehen – auf die Übertragung in dem Zitat aus der Traumdeutung über die Verschiebung hinzuweisen. Übertragung taucht hier in einem anderen Zusammenhang als dem sonst üblichen auf. Freud rechnet es dem Überwiegen der Verschiebung und – im Sinne des obigen Zitats aus der Traumdeutung – der Übertragung an, wenn ein Witz unausstehlich wird. Im Traum und im unausstehlichen Witz wird so stark übertragen, daß der Andere des Witzes, der Zuhörer, diese Verschiebungen nicht mehr rückgängig machen kann, das entblößte Weib ist auch in der Vorstellung nicht mehr zu sehen. Freud führt die Verschiebung im Traum auf den Druck der Zensur zurück; der unbewußte Wunsch muß so weit auf vorbewußte Tagesreste verschoben werden, daß die Zensur weit genug umgangen werden kann, dafür ist dem Traum jede noch so weit abgelegene Anspielung als Mittel recht, deswegen erscheint er unausstehlich witzig. Beim Witz, der vor allem mit der Technik der Verdichtung arbeitet, gehen die Verschiebungen nicht so weit; der Ausgangspunkt ist leicht auszumachen. Das Unausstehliche des unausstehlich Witzigen wäre, daß sowohl kein neuer Sinn auszumachen ist wie bei der Verdichtung, der Metapher, als auch der Ausgangspunkt – der ver-

drängte Wunsch, die verpönte Vorstellung – nicht mehr zurückverfolgt werden kann. Es wäre ein Stapel von schlechten Kopien, unter dem das Original nicht mehr zu finden wäre, weil es gar nicht existiert, wobei mir klar ist, daß in dem Zusammenhang der Vergleich mit den Kopien sehr hinkt.

Der lachende Andere weiß nicht, worüber er lacht. Es ist nicht der im Witz ausgedrückte Gedanke. Einen Witz erklären heißt ihn zunichte machen. Im Falle der üblichen Witztechnik, der Verdichtung, entsteht z.B. bei einem doppeldeutigen Wort, einem Äquivok, im Nachhinein ein zweiter Sinn. Dabei gibt es einen Augenblick oder einen logischen Zeitpunkt, der sich aus der Signifikantentheorie ableitet, in dem der Signifikant von seinen beiden Bedeutungen getrennt ist, der alten und auch der neuen. Natürlich hat ein Signifikant keine bestimmte oder mehrere Bedeutungen, aber die Produktion von Sinn setzt sofort ein, etablierte Bedeutungen sind sofort auch da. Aber zurück zu diesem logischen Zeitpunkt. Entspricht er dem Nichtwissen des Anderen, wenn er über einen Witz lacht? Ich habe vorhin gesprochen vom Löchern des Andern bei seinem Lachen über einen Witz. Dann würde der sinnlose Signifikant das Loch decken oder die Spur davon sein.

Über das Lachen selbst schreibt Freud in einer Fußnote seines Witzbuches: »Zu dem vor und seit Darwin ausführlich behandelten, aber immer noch nicht endgültig erledigten Thema der physiologischen Aufklärung des Lachens, also der Ableitung oder Deutung der für das Lachen charakteristischen Muskelaktion möchte ich einen Beitrag liefern. Meines Wissens tritt die für das Lächeln bezeichnende Grimasse der Mundwinkelverziehung zuerst beim befriedigten und übersättigten Säugling auf, wenn er eingeschläfert die Brust fahren läßt. Sie ist dort eine richtige Ausdrucksbewegung, da sie dem Entschluß, keine Nahrung mehr aufzunehmen, entspricht, gleichsam ein »Genug« oder vielmehr »Übergenug« darstellt. Dieser ursprüngliche Sinn der lustvollen Übersättigung mag dem Lächeln, welches ja das Grundphänomen des

Lachens bleibt, die spätere Beziehung zu den lustvollen Abfuhrvorgängen verschafft haben.« (S. 164 FN 1, GW VI)

Eingeschläfert und befriedigt paßt ja zusammen, aber übersättigt, Entschluß, übergenug?

Man denkt an einen Bereich, der vom Lachen sehr weit entfernt ist, an die Anorexie, wo auch keine Nahrung mehr aufgenommen wird und der Entschluß gefaßt wurde, das Nichts zu essen.

Aber so weit möchte ich nicht abschweifen.

Die lustvollen Abfuhrvorgänge beim Witz bestehen ja darin, die als überflüssig erkannte Hemmungsenergie abzulachen. Nun geht es hier nicht um eine Hemmung, sondern um einen Entschluß auf Grund einer lustvollen Übersättigung, keine Nahrung mehr aufzunehmen, »Genug« oder vielmehr »Übergenug«.

Von dieser Situation gibt es auch eine andere Beobachtung und Deutung. Der Ausdruck grenzenlosen Erstaunens auf dem Gesicht des Säuglings, wenn er die Brust fahren läßt, so als ob die mütterliche Brust eigentlich eher zum Säugling als zur Mutter gehören würde, also die Brust als Objekt a.

Aber was soll lustvolle Übersättigung heißen? Lustvolle Sättigung würde vollständig zu Freuds Theorie des Lustmechanismus, der Spannungsreduktion, dem Lustprinzip passen. Übersättigung, mehr als genug, läßt die Annahme zu, daß es nicht nur um die Stillung des Hungers geht, sondern um den Versuch, auf dem Weg zur Übersättigung etwas anderes zu bekommen, was aber nicht zu erreichen ist und schließlich zu dem Entschluß führt, keine Nahrung mehr aufzunehmen, die Brust fahren zu lassen. Warum aber *lustvoll* in dem Zusammenhang bliebe noch zu begreifen? Man könnte die Mehrlust – plus de jouir – anführen, worauf ich jetzt aber nicht eingehen will.

Aber zurück zur Unausstehlichkeit, wo nicht gelacht wird. Weiter oben habe ich gesprochen von der Doppeldeutigkeit, der Äquivokität, wo zumindest logisch für einen Zeitpunkt Signifikant und die beiden Bedeutungen getrennt sind. Die von Freud für die unausstehliche Witzigkeit angenommene extreme Anwendung der

Verschiebung kann als metonymische Bewegung beschrieben werden: das ist es nicht, das ist es nicht. In Lacans Formel der Metonymie wird der Balken nicht übersprungen, es entsteht kein neuer Sinn.

In einem erneuten Anlauf auf die unausstehliche Witzigkeit wäre das *unausstehlich* damit in Verbindung zu bringen, daß beim Überwiegen der Verschiebung, der Metonymie, kein neuer Sinn entsteht. Es gibt keinen Augenblick – wie beim Äquivok – der den Signifikanten vom alten Sinn und vom neu ausfallenden Sinn trennt, wo die Spur des Nichtwissens, bei dem gelacht wird, nur eine Lücke oder ein verdecktes Loch ist. Bei der Verschiebung, der Metonymie geht es um ein: das ist es nicht, das ist es nicht, was die Unausstehlichkeit ausmacht. Das Objekt *a* oder die Mehrlust – plus de jouir – ist nicht das angepeilte Ziel oder das mögliche Resultat einer unendlichen Bewegung jenseits im Unendlichen, sondern diesseits mitten in der Bewegung der Signifikanten.

Freud kann Fließ als Repräsentanten des Anderen leider nicht entbehren. Es geht also um ein Übertragungsverhältnis als Grundlage der ersten Psychoanalyse, in dem diese gleichzeitig von Freud entdeckt oder erfunden wurde. Freud schreibt ja auch in den Fließbriefen, daß seine eigene Analyse nur voranschreitet in dem Maße, in dem er die psychoanalytische Theorie weiterentwickelt. Hier wäre das »Subjekt dem Wissen unterstellt« anzuführen als Grundlage für Übertragung.

Eine Dreiersituation gibt es auch beim Witz. Bei der Zote wird der Andere bestochen. Durch die Witztechnik der Anspielung, Ersetzung durch ein Kleines – also Verschiebung – wird im Anderen die Vorstellung des entblößten Weibes hervorgerufen. Beim Witz gibt es den Anspruch auf Anerkennung durch den Anderen, durch sein Lachen.

Die unausstehliche Witzigkeit ist unfreiwillig, weder wird der Andere bestochen, noch gilt es, den Witz durch das Lachen des Anderen zu vollenden. Fließ steht zu Freud im Übertragungsverhältnis, er findet seine Traumsachen unausstehlich witzig. Obwohl

Freud keine Witze machen wollte und Fließ auch nicht zum Lachen bringen wollte, geht es bei der Reaktion von Fließ um eine Nichterfüllung des Anspruchs auf Anerkennung von seiten Freuds gerade in einem wichtigen und zugleich heiklen Punkt. Sie erinnern sich an den 118. Brief an Fließ, in dem Freud von dem Mißfallen an seinem Stil spricht und der tröstlichen Notwendigkeit, daß es eben nicht besser gegangen sei.

Hätte Fließ den Anspruch auf Anerkennung – wie auch immer – erfüllt, vielleicht sogar über die Traumsachen gelacht, wäre die für das Voranschreiten von Freuds Arbeit notwendige Übertragung nicht aufrechterhalten worden.

Also Überwiegen der Übertragung als Witztechnik im Sinne der Verschiebung bei der unausstehlichen Witzigkeit und unausstehliche Witzigkeit in der Übertragung als Übertragungsverhältnis.

Ein Ausweg aus der unausstehlichen Witzigkeit der Psychoanalyse wäre die mathematische Anschreibung von Buchstaben, das Mathem. Lacan spricht in *L'Étourdit* von der Mengenlehre, die »uns genügend an die Wand des Unmöglichen treibt, auf daß sich das 'das ist es nicht' evinzieren läßt, das das Winseln des Appells an das Reale ist.«² Aber auch: »Bleibt zu vermerken, daß der Mathematiker mit seiner Sprache in derselben Verlegenheit ist wie mit dem Unbewußten, was er übersetzt mit dem Gedanken, daß er nicht weiß, von was er spricht.«³

Das war 's. Genug gespuckt.

Anmerkungen

- ¹ Obwohl die Stelle mit dem »unausstehlich witzig« oft zitiert wird, wird dann im Kommentar das »unausstehlich« meist übergangen oder überlesen, so z.B. in S. Webers *Freudlegende* (S. 112, S. Weber, Freudlegende, 1979)
- ² Unveröffentlichte Übersetzung von N. Haas aus einem Seminar
- ³ Unveröffentlichte Übersetzung von N. Haas aus einem Seminar

Zwang und Panik*

Meine Damen und Herren,
über Panik zu sprechen, hatte ich mir vorgenommen und werde dies auch im zweiten Teil meiner Ausführungen versuchen. Ich merke aber, daß dies nicht möglich ist, ohne etwas von der Angst zu sagen. Ich beginne deshalb mit einem Kommentar von *Hemmung, Symptom und Angst*.¹ Indem ich mich meinem Thema von der Angst her nähere, gelange ich zur Panik nicht der Masse, sondern des einzelnen; noch enger: Ich werde über die Panik des Zwangsneurotikers reden – nicht ohne Grund; heißt es doch, was die Affekte angeht, bei Lacan: »Es schüttet aus vom Denken her«.²

Hemmung, Symptom und Angst Die traumatische Urerfahrung

In *Hemmung, Symptom und Angst* geht Freud von einer Urerfahrung der Angst aus, die das Modell für alle späteren Angstzustände des Subjekts liefert und in ihnen erinnert wird. Wir gelangen ins Leben an der Grenze zum Tod. Im Trauma der Geburt hat einst das Subjekt einen Zustand absoluter Schwäche und Hilflosigkeit erlitten (S.199). Sowohl der quälende Geburtsvorgang selbst als auch, was mir noch entscheidender zu sein scheint, das erste Er-

lebnis des Anderen als Erlebnis des anderen Lebensmilieus³ bringen Eindrücke mit sich, die nicht erledigt werden können. Die Gefahrensituation wiederholt sich: Für den Säugling führt die drohende Nichtbefriedigung seiner Bedürfnisse immer wieder zu einer unlustvollen Höhe der Bedürfnisspannung, gegen die er ohnmächtig ist (S.168). Am »Anfang« steht also eine Gefahr.

Diese Gefahr ist das Anwachsen Erledigung heischender Reizgrößen (S.168). Hier sind wir ganz im Bereich eines körperlichen Aufruhrs. Die Not des Leibes wird nicht allein als körperlicher Schmerz wahrgenommen, sondern sie führt zu einem Mehr, einem *Zusätzlich*, zu Sensationen, die Freud als »Angst« qualifiziert. Nicht das Hungergefühl selbst, nicht der Schmerz, nicht die Atemnot, nicht das Frieren ist die Angst; diese muß, meine ich, ein zweites, Neues sein, das zur Mangelempfindung hinzutritt oder daraus umgewandelt wird. Ist Angst eine, sagen wir: »Interpretation« oder Übersetzung der unerträglichen Reizgröße? Ist sie der Versuch, etwas Niedergeschriebenes zu schreiben und dadurch die unerträgliche Reizgröße zu »binden«? Aber Übersetzung durch wen, in welche Sprache?

Ich frage mich, ob es notwendig ist, Angst bereits beim »Trauma der Geburt« oder einer anderen ersten Not anzusetzen; es scheint, daß sie an die Wiederholung und an die Nachträglichkeit gebunden und eine Leistung des erst noch zu entwickelnden psychischen Apparates ist, der dann erst das zubringt, was wir Angst nennen. Ist also die Urangst beim Urtrauma – nicht das Trauma selbst – ein weiterer Mythos Freuds, etwas strukturell Notwendiges, Konstruiertes wie die sexuelle Urszene (die ja erst nachträglich traumatisch wird) oder der Urvater in *Totem und Tabu*? In diesem Zusammenhang ist auch zu beachten, daß Freuds Begriffe, die die traumatischen Zustände beschreiben sollen, wechseln. Zunächst erfaßt er den Vorgang in ökonomischen Begriffen; er spricht von »Erledigung heischenden Reizgrößen« und von der »unlösaren Bedürfnisspannung« des Traumas. Diese Unlustzustände werden an anderer Stelle dann als »wachsender Triebanspruch« erfaßt, gegen den

das Ich zunächst hilflos ist (S.175) und Abwehrmaßnahmen einleitet, um der Triebgefahr zu entgehen.

Die ökonomische Perspektive, die erforderlich war, um aus dem konkreten Mangel die Angst ableiten zu können, wird stillschweigend aufgegeben. »Instinkt« und »Bedürfnis« werden durch »Trieb« ersetzt. Ich glaube, daß erst dieser hier neue Begriff jenes Minimum an psychischem Apparat beibringt, der die Angst ermöglicht. Erst mit dem Ansetzen der Triebe scheint mir jenes *Zusätzlich* zu denken, das aus der leiblichen Qual Angst macht. Dieser Begriffswechsel Freuds von »Bedürfnisspannung« und »Reizgröße« hin zu »Trieb« macht es aber auch unnötig, bei der Angst von einem Urtrauma und vom körperlichen Mangel als einem Versorgungsmangel auszugehen. Im Zusammenhang mit dem Trieb scheint eine andere Bestimmung des Mangels auf. Freuds Text changiert zwischen beiden Betrachtungsweisen; ganz vermag er sich nicht von dem durch Rank⁴ induzierten dinglich-konkreten Ansatz zu lösen.

Die antizipierte Notsituation

Dieser zunächst dinglich-konkrete Ansatz Freuds zeigt sich auch bei der Frage des Objektes. Wenn der Säugling den Mangel, hier: die Nichtbefriedigung seiner Bedürfnisse, erlebt – dies ist ein erstes Moment der Angstsituation –, kommt als zweites Moment ein Objekt, die Mutter, ins Spiel. Sie, die Repräsentantin der Außenwelt, könnte der Mangelsituation ein Ende machen, aber sie wird fehlen – immer wieder und unvermeidlich. Hiermit ist eine grundsätzliche Weiche gestellt, und der *drohende* Objektverlust wird zur Konstante der Angstsituation (S.167f.).

In der Angstsituation werden wir der Gefahr des Objektverlustes gewahr. Dabei wird das Gefährliche des Traumas, die unerträgliche Spannung, auf ein »Davor«, auf dessen Bedingung, das Fehlen des bedürfnisstillenden Objektes, verschoben (S.199). Jede Konstellation, die das Eintreten des Traumatischen *erwarten* läßt,

zum Beispiel das Fehlen der Mutter, wird mit dem Gefährlichen und mit Angst verbunden. Der drohende Verlust der Mutter wird zum Modell für alle weiteren Situationen drohenden Objektverlustes, zum Beispiel in der Kastrationsangst.

Auch hier changieren Freuds Begriffe. Populär ist ja die Unterscheidung von Angst und Furcht, diese habe ein Objekt, jene keines. Freud selber sieht eine »Unbestimmtheit und Objektlosigkeit« der Angst, die er aus eben dieser Eigenschaft der traumatischen Situation der Hilflosigkeit, wo das helfende Objekt fehlt, ableitet (S.199). »Die Angst ist nicht ohne Objekt« antwortet Lacan und spezifiziert: »Das heißt, man weiß nicht, um welches Objekt es sich handelt«⁵. Wir sehen in der Tat bei Freud in dieser Reihe der Verschiebungen, wie das Objekt der Angst Wandlungen unterliegt. Vom konkret Gefürchteten in der Phobie zur Angst vor dem Objektverlust der Kastration hin zur Furcht vor dem Trieb, der ja nicht ohne – freilich austauschbares – Objekt zu denken ist. Es wird hier schwierig, den dinglichen Freudschen Objektgedanken dieses Textes aufrechtzuerhalten.⁶

Wenn Kastration aber nicht der Penisverlust ist, sondern mit der Struktur des Symbolischen selbst zusammenhängt, und wenn die Objekte der Triebe, die ja Partialtriebe sind, anders gefaßt werden, dann gelangen wir zu einer anderen Auffassung der Angst, die mit dem zusammenhängt, was den Menschen als Sprechwesen ausmacht.

Angstsignal und Gegenmaßnahmen: die Symptome

Die Gefahrsituation enthält die Momente des *Erkennens* (der drohenden Gefahr), des *Erinnerns* (an das »einst« erlebte Trauma) und vor allem der *Erwartung* einer Situation der Hilflosigkeit. Die Erwartung ist Antizipation des Traumas; sie ist seine an Erinnerung gebundene gemilderte Wiederholung (S.199).

Die Spannungsphase der Erwartung ist eine Phase der Angstentwicklung; sie kündigt an, erhält dadurch nun einen Signal-

charakter und erlaubt den Übergang zu einer nicht mehr automatischen Reproduktion der Angst: als Angstsignal mit dem Ziel der Abwendung, Abwehr der bedrohlichen Situation, hier und künftig: des Objektverlustes (S.168 f.). In der Erwartung wird die Angstreaktion vom »tatsächlichen« Trauma auf dessen Erwartung in der Gefahrensituation verschoben (S.199). Das Angstsignal ist *erinnerte* Angst.

Das heißt, der mit dem einst erlebten Trauma verbundene Angstaffekt, zunächst verschoben auf das *Fehlen des Objektes*, verschiebt sich weiter auf die *Erwartung* dieses Fehlens. Die Erwartung selbst wird mit Angst besetzt. Es kommt zur Angstentwicklung als Angstsignal (»Achtung, es wird gefährlich!«). Die Angst ist dort nichts neu Erzeugtes, sondern sie wird als Affektzustand reproduziert nach dem vorhandenen Erinnerungsbild; alte Affektzustände, uralte traumatische Erlebnisse, zum Beispiel die Geburt, werden »wie⁷ Erinnerungssymbole« wachgerufen. (S.119f., S.199).

Durch den zeitlichen Faktor der Erwartung, in dem die Spannung ansteigt, ist die Gelegenheit zum Versuch selbsterhaltender Maßnahmen gegeben; wir denken an das Schreien der Kinder, an die gesteigerte Motorik. »Später« werden sich hier die Symptome ansiedeln: Verteidigungsmaßnahmen gegen die drohende Gefahr.

Die Triebgefahr

Diese Gefahr ist der Objektverlust. Diese alte, aus dem Trauma abgeleitete Bedingung des gefürchteten Eintretens des Traumas, bleibt für Freud das entscheidende Merkmal der Angstsituation. Er tritt je nach Entwicklung des Subjektes in verschiedenen Formen auf. Er ist auch Konsequenz von Trieben des Subjektes, deren Äußerung die »Umwelt« zum Beispiel mit Kastration beantwortet. Wenn sich das Subjekt einer »Triebregung« ganz überließe, drohte eine Reaktion der Außenwelt, die einen Objektverlust zur Folge hätte.

Es leuchtet ein, daß dabei nicht allein die Kastrationsgefahr selber das Angstsignal auslöst, sondern daß es zweckmäßiger ist, wenn das Ich bereits beim Wahrnehmen der Triebreugung selber das Angstsignal auslöst. Die Triebreugung ist die Bedingung der äußeren Gefahr und wird damit selbst gefährlich (S.177); ihr muß begegnet werden – analog zu dem Vorgang bei einer realen äußeren Gefahr, mit dem Unterschied, daß die Gefahr »von innen« kommt und ihr durch Flucht oder Angriff nicht zu begegnen ist. So geben die Vorgänge im Es, »die Ansprüche der Libido« (S.138), dem Ich Anlaß zur Angstentwicklung. Von da entwickeln sich als Gegenwehr jene Verdrängungen, die Freud am Beispiel der Tierphobie darstellt (S.171).

Das ist eine weitere der Verschiebungen in Freuds Text; deren vollständige Reihe lautet nun: von der Hilflosigkeit, die von Angst begleitet ist, zum Objekt Mutter, deren Fehlen Angst macht, von dort zu anderen Objekten, deren Fehlen Angst macht, dann zur Erwartung des Objektverlustes, die Angstsignal ist, schließlich zum Trieb, dessen Wahrnehmung bereits die Angst auslöst.

Freuds Umkehrung der Angsttheorie

Der hier schematisiert wiedergegebene Freudsche Ansatz bedeutet eine Revision und Modifizierung früherer Konstruktionen. Die Angst ist kein Symptom mehr der Neurose, sondern ihre Ursache (S.175). Damit entfällt die Notwendigkeit, Verdrängung als Ursache der Angst (S.137) anzunehmen; umgekehrt: Jetzt führt die Angst zur Verdrängung. Im alten Ansatz Freuds wurde durch Verdrängung die Libido der Triebrepräsentanz in Angst verwandelt. Dem widerspricht nun die Analyse der Phobien (S.137f.), wo ja die bereits »vorher« bestehende Angst zur Verdrängung führt. Jetzt ist die Angst ein vom Ich beabsichtigtes *Signal* (S.170f.), es reproduziert aktiv in abgeschwächter Form die alte traumatische Angst – in der Hoffnung, den Ablauf selbsttätig leiten zu können. Hemmungen

und Symptome sind jetzt Maßnahmen, um das Ich der antizipierten Gefahr zu entziehen (S.175).

Fragen

Einige der Fragen, die mir *Hemmung, Symptom und Angst* aufwerfen, habe ich während der Vorstellung des Textes bereits genannt; hier noch einige Nachträge:

Die Einführung des Angstsignals und der Angstsituation lassen besser die Mechanismen der Angsthysterie verstehen. Freilich wird unklar, wieweit in diesem Apparat diese gemilderte Angst überhaupt noch notwendig als Affekt wahrgenommen werden muß. Bei den Phobien ist nicht sie es, die imponiert, sondern ist es der Angstanfall, wenn dem phobischen Objekt nicht ausgewichen werden kann. Wird damit das Angstsignal nicht etwas Unterstelltes, eigentlich nicht Wahrgenommenes? Wenn es richtig funktioniert, setzt es allerlei Verteidigungsmechanismen in Gang, und sie erst sind es, die wir in ihrer Unbequemlichkeit im Alltag registrieren. Die allgemeine Ängstlichkeit wiederum der Angstneurosen kann ich heute jedenfalls weder mit der Signalangst noch mit der panischen Angst vermitteln.

Wo begegnen wir dem Angstsignal im Alltag? Ist es vorzufinden in der diffusen Ängstlichkeit der Angstneurotiker? Ist es das Unbehagen der Klaustrophoben vor dem Betreten des Fahrstuhls, der Zwangsneurotiker, wenn sie die Wohnung verlassen und sich sorgen, ob das Bügeleisen ausgeschaltet ist, der Tierphobiker, wenn auf der anderen Seite der Straße ein schwarzer Köter bellt, der Hypochondrischen, wenn sie eine Dysfunktion ihres Körpers registrieren? Das kann nicht sein, soll doch grade Signalangst genau diese Phänomene bereits als Symptome angeregt haben. Wäre dieses Unbehagen dann eine zweite Signalangst, die vor dem durch die erste Signalangst ins Werk gesetzten Symptom warnt?

Solche Vorgänge waren mit der »alten«, von Freud über Bord geworfenen Angst leichter zu verstehen: einer Angst, die als

Umwandlung der Libidobesetzung verdrängter Vorstellungsinhalte frei flottierte.

Die ökonomische Seite der Signalangst wird merkwürdig diffus.⁸ Da Freud das »zeitliche« und »kausale« Verhältnis von Verdrängung und Angst umgekehrt hat, die Angst jetzt das erste ist, ist er genötigt, auf eine Modell stehende erste Angst zurückzugreifen, die erinnert wird. Damit gerät er in die Schwierigkeit, sich von Ranks »Trauma der Geburt« abzugrenzen, und muß offenlassen, woher ein erinnelter Affekt die Kraft zur Anregung von Verdrängungsleistungen nehmen soll.

Eine weitere Schwierigkeit: Die Kastrationsangst wird merkwürdig konkret genommen; zur Realgefahr befördert, wird die Kastration ihrer phantasmatischen Seite entkleidet.⁹

Es mutet auf den ersten Blick merkwürdig an, daß Freud ausdrücklich eine besondere Angst leugnet: die Todesangst. »Im Unbewußten ist nichts vorhanden, was unserem Begriff der Lebensvernichtung Inhalt geben kann«, sagt er. Ganz anders steht es um die Kastrationsangst; die Trennung vom Objekt ist allgegenwärtig (S.160). Sie ist es, die wir als Todesangst interpretieren: »Die Todesangst, unter deren Herrschaft wir häufiger stehen, als wir selbst wissen, ist [...] etwas Sekundäres, und meist aus Schuldbewußtsein hervorgegangen.«¹⁰

Panik

Zwang und Panik

Über die Panik haben wir in dem Text wenig erfahren. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb sie und die Angst des Angstsignals noch dasselbe Wort »Angst« verdienen, da sich die Panik aus anderer Quelle als das Angstsignal zu speisen scheint. Vielleicht ist »Panik« das, was in *Hemmung, Symptom und Angst* »automatische Angst« genannt und nur sehr knapp dargestellt wird. Sie tritt ein, heißt es da, wenn sich die dem Geburtstrauma analoge Situation herstellt (S.168, S.171). Die automatische Angst ist, so resümieren

Laplanche und Pontalis¹¹, im Gegensatz zur Signalangst eine spontane Antwort des Organismus auf die traumatische Situation oder ihre Reproduktion, also auf den Zustand eines unbeherrschbaren Zustroms zu vielfältiger und intensiver Erregungen.

Damit haben wir aber nicht erfahren, was eine aktuelle Situation für den Kranken zur trauma-analogen Situation macht, unter welchen Bedingungen also die Panik ausbricht. Das Analoge der Situation besteht in der Hilflosigkeit angesichts einer Reizüberflutung, nicht aber in den Umständen der Situation selbst. Sonst wäre es zum Beispiel einfach zu sagen, der Klaustrophobe fühle sich bedrängt wie bei der Geburt. Das hilft aber wenig für die Umstände der anderen Panikattacken und würde sicher machen, daß es etwas wie eine Erinnerungsspur der Geburt gäbe, was ich nicht glaube.

Entscheidend ist, daß all jene Verteidigungsmaßnahmen, die die Signalangst ins Werk gesetzt haben soll, bei der Panik versagt haben. Anders: Wenn sie denn stattgefunden haben, dann allenfalls so, daß sie letztlich von Gegebenheiten abhängig bleiben, die vom Subjekt nur unzureichend beeinflußt werden können, so daß der Panikattacke nicht zu entkommen ist. Die Panikattacke selbst warnt vor nichts mehr, und die schönste Signalangst hat sie nicht verhindern können.

Die Panikattacke ist kein Symptom. Mir scheint es eher so zu sein, daß die Panikattacke dann auftritt, wenn ein Symptom nicht standhält. Panik tritt dann ein, wenn die Ausführung des Symptoms nicht gestattet wird, nicht realisierbar ist. Freud erklärte das Zustandekommen der Symptome aus der Angst. Ich verorte die Panik dort, wo die rettenden Symptome – aus welchen Gründen auch immer – zusammenbrechen. Es mag in der Art des jeweiligen Symptoms liegen, daß es nicht in allen Lebenslagen zu realisieren ist oder in der Unvollständigkeit, Instabilität seiner Ausarbeitung.

Ich will mich dem Phänomen von dem her nähern, was man Zwangsneurose nennt. Ich nehme sie als Tür in der Hoffnung, von dort das weite Feld der Panikbedingungen besser überblicken zu können.

Bei der Zwangsneurose ist das Denken hochbesetzt, allerdings in der Form des ordnenden, arrangierenden, festlegenden Denkens. Der Zwangsneurotiker ist der Tyrann seines Denkens, das er in jedem Zipfelchen begreifen und regulieren möchte – was ihn zu einem unangenehmen Genossen in der Analyse macht, denn das, was man so freie Assoziation nennt, ist ihm ein Greuel. Jede Deutung, die er nicht auf einer von ihm bestimmten Sinnstätte wieder festmachen kann, reizt seine Streitlust, reizt seine Argumentationswut, der schwer zu widerstehen ist. Ich habe den Eindruck, daß es ihm darum geht, sich der Gegenwart der Signifikanten zu vergewissern, sie schlafen zu legen, ihren Zusammenhang zu glätten, zu schlichten und zu überschauen. »Gott der Herr hat sie gezählet, daß ihm auch nicht einer fehlet.«

Bestimmte Zwänge lassen sich auch von hier erklären: Zum Beispiel das Rückkehren in die Wohnung mit der Frage, ob auch wirklich alles in Ordnung sei. Störungen des Körperbildes, Angst der Hypochondrischen, wenn sie eine Dysfunktion ihres Körpers registrieren: Auch dies wird erlebt als Störung im Signifikanten, das hier unglatt ist, nicht aufgeht und dessen Sinn voll Verzweigung gesucht werden muß. Ich erinnere an des Wolfsmanns Pore auf der Nase, die in einer seiner Analysen virulent wurde.

Dieses Denken ist aber noch immer vom Begehren durchtränkt, freilich einem Begehren in – ich weiß kein besseres Wort: verdinglichter Form; dergestalt, daß er sich denkend bewegen, seine Wissensschätze durchlaufen, sie mustern, sich ihrer vergewissern muß. Da er die Signifikanten nicht laufen läßt, muß er selber vom einen zum anderen rennen, um sie zu verbinden. Bewegung allerdings im Begreifbaren, dem zu Begreifenden oder von anderen bereits Begriffenen. Diskurs, wie wir wissen, der Universität. Entscheidend ist ihm die Identifizierbarkeit der Signifikanten. Dazu dient ihm allein ihre Sinnseite, die sie ihm zeigen müssen wie ein Paßbild. So kann er einen kontrollierbaren Zusammenhang herstellen; aber erzeugen muß er ihn, er muß ihn erlaufen, von Signifikant zu Signifikant. Wenn Sie so wollen, eine Motilität, die wir, ins Kör-

perliche übersetzt, bei Leuten finden, die immer in Bewegung sein, lange Strecken gehen müssen, nicht ertragen, stillgestellt zu sein. Sein Berufsfeld ist die Verwaltung ausgearbeiteten Wissens oder eines Wissens, das sich aus der Permutation bekannter Kenntnisse sicher erschließen läßt; oder es ist die Administration, wo geregelt wird, Regularien entwickelt werden, organisatorische Abläufe durchschaubar zu arrangieren sind.

Natürlich geht es dabei um ein Operieren an der Grenze des Objektverlustes. Das Feld des Zwangsneurotikers ist die von ihm festgelegte Sinnseite des Symbolischen. Damit ist er immer und überall greifbar damit konfrontiert, daß das Symbolische nicht hält; und jede seiner Maßnahmen ist dazu bestimmt, den Schnitt zu heilen, der ihn gleichwohl mit jeder Füllung, die er implantiert, immer wieder voraus ist. So kann er den Verlust nicht ertragen, gibt nichts her, sammelt in ständiger Ruhelosigkeit. Sein Glück ist, daß sein Kampf gegen den Objektverlust immer wieder scheitert, daß sein Versuch, das Wort an den Gedanken festzumachen, nicht aufgehen kann. So bleibt ihm etwas von Begehren. Sein Fluch ist, daß er immer wieder Begreifbares an diese Stelle schaffen, daß er Sinn machen muß, Sisyphos.

Hier gerät er bisweilen an die Grenze des Wahns, wenn er im Sozialen alles um ihn herum, um es begreifen zu können, das vor allem, was an das nicht zu begreifende Begehren anderer gemahnt, zum Zeichen macht, um daraus Sinn zu lesen und die Aktionen der anderen zu verstehen. Sie kennen vielleicht die Überempfindlichkeit, aber manchmal auch erstaunliche »Einfühlungsfähigkeit« der Zwangsneurotiker, die mit ihrer Erklärungswut uns durchaus zu erwischen vermögen. Auch ihre Neigung, die sozialen Beziehungen einem Kommentar zu unterwerfen, sich in Streit, Aggression und Unterwerfung mit ihren Nebenmenschen zu tummeln, hat hier einen Zufluß: ist das Duell doch immerhin eine begreifbare und beschreibbare Form des Sozialen und ein Mittel, das Begehren der anderen zu kanalisieren.

Bekannt ist ihr Schuldgefühl, das immer dann auftaucht, wenn sie die rastlose Gedankentätigkeit einstellen müssen, einmal nichts »Sinnvolles« tun können. Dieses Schuldgefühl ist sicher an das Über-Ich zu binden, das ihnen Faulheit verbietet, gehört zu ihrer Gebundenheit an den Anspruch. Ich will aber einmal probeweise annehmen, daß dieses Pausenunbehagen etwas mit der Signalangst zu tun und die Aufgabe hat, Panik zu verhindern, die dann einträte, wenn ihre Herrschaft, wenn Beherrschung im Signifikantenreich nicht mehr möglich ist. Der durchschnittliche Zwangsneurotiker ist mit seiner Neurose eigentlich in einer kommoden Situation; das Denken kann er mit sich führen, wann immer er es braucht, keine äußeren Feinde molestieren ihn, die er fürchten müßte. Freilich nur bis zu einem gewissen Grade. Lassen Sie mich einen Extremfall schildern.

Jemand begann eines Tages daran zu leiden, daß er Wörter vergaß. Namen, Begriffe kamen ihm abhanden. Nun ist das Vergessen etwas, unter dem wir alle leiden, wenn wir denn daran leiden und es nicht achselzuckend als gegeben nehmen, in der Hoffnung, das Vergessene werde sich, sobald es ihm genehm sei, mal wieder melden. So nicht hier. Das verlorene Wortobjekt war nicht wieder herauszukramen. Er setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um seiner wieder habhaft zu werden; dies war eine veritable Angstsituation, dabei stieg die Spannung, und es kam zur Panik, verbunden mit der Angst, verrückt zu sein. Er konnte mühsam versuchen, durch erzwungenes An-anderes-Denken, durch Sport, durch Musizieren dem Zustand zu entkommen.

Die Analyse dieser Zustände könnte sich nun darauf konzentrieren, die vergessenen Wörter und ihre Assoziationen zu untersuchen. Die Paniknähe behinderte dies. Das wenige Material war unergiebig; es waren einige Gemeinsamkeiten aller verlorenen Wörter zu erkennen, Vokale, vor allem das »o«, häufig das »a«, auch Konsonanten, nämlich »r« und »n«; Gemeinsamkeiten, die aus anderen, hier nicht auszubreitenden Gründen auf das Wort

»Mord«, aber auch auf »fort«, vielleicht auf »Onanie« als attrahierendes Verdrängtes deuten könnten. Ich habe das nicht auflösen können. Ich glaube auch nicht, daß es für unseren Zusammenhang wichtig ist.

Gewiß: die Panik, die für diesen Menschen beim Verlust des Wortobjektes auftrat, könnte aufgefaßt werden als Reproduktion jener Panik, die, sagen wir, individualhistorisch mit dem verdrängten Signifikanten zusammenhängt, also als Reproduktion der durch jene Triebansprüche, die sich vielleicht hinter »Mord«, »fort« (der Mutter) und »Onanie« verbergen, provozierten Angst. Das weiß ich nicht.

Aber vielleicht genügt es, mit diesen Deutungen lediglich den Vorgang der Verdrängung, des Abhandenkommens jener Wörtergruppe zu verstehen, die Panik dann aber nicht aus dem Verdrängten und der daran hängenden historischen Angst abzuleiten, sondern aus dem aktuell Geschehenen: dem Nichtregierenkönnen der Signifikanten. Unerträglich ist dann nicht das Verdrängte, sondern das vom Verdrängten ausgelöste Versagen im Handhaben der Signifikanten. Daß das Subjekt ihrer Beherrschung bedarf, das ist das eigentliche Symptom. Und wenn diese Beherrschung versagt, tritt Panik ein.

In dem von mir dargestellten Fall kommt es zur Panik, wenn der Zwangsneurotiker an seiner Motilität des Denkens gehindert wird – hier durch Intervention einer älteren Verdrängung, die ihm das Instrument seines Denkwangs aus der Hand schlägt. Jede Deutung des Vorganges nach dem Muster »Wolf = Vater« greift hier zu kurz. Zu kurz greifen auch alle Übersetzungen der Paniksituationen, die ihren direkten Sinn suchen: etwa Fahrstuhl = Mutterleib und Mutterbindung; Platz = Versuchungsangst; Höhenangst = Autodestruktion usw.

Vielmehr verweist uns zumindest dieser Fall von Zwangsneurose auf die Struktur des Symbolischen. Die Person, von der ich sprach, wird durch das Vergessene mit der Nase auf eine ihm uner-

trägliche Eigenschaft des Symbolischen gestoßen: die, daß es nicht zusammenhält. In der Sprache (wie auch im Imaginären) ist ohnehin von Struktur der Schnitt, das Ausständige, das Nicht-Bezeichnenbare, wie auch immer wir es nennen wollen. Im Symptombereich der Zwangsneurose kann der Zwangsneurotiker das »sinnvoll« zu stopfen, zu verstellen versuchen; und da das nicht geht, ist er in beständiger Bewegung. Fehlt ihm aber das Wort, sind keine Begütigungsakte mehr möglich, und er ist mit der Wahrheit unserer Existenz als Sprechwesen konfrontiert und mit dem, was im Riß des Symbolischen aufgerufen wird.

Der verlorene Gedanke vertritt als gnadenlos abwesender das Loch des Symbolischen. Angewiesen auf die Sinnseite des Denkens, hakt der Zwangsneurotiker hier fest. Hier ist kein Sinn zu machen, die Denkbewegung kann nicht weiterlaufen. Immobilisiert steht er vor dem Riß der Welt. In diesem Hiat, dieser Lücke ist er festgelegt und stillgestellt und kann nicht weiter, da er nicht weiterweiß. Da das Wort als Sinnwort zum Objekt und zur Ursache seines Begehrens geworden ist, fällt ihm hier das nackte Reale an, und kein Begehren hilft ihm, diese Stelle zu umschiffen.

War es ihm bisher, wenn auch, wie ich meine, in einer konkretistischen, dingverhaftet »pervertierten« Form, an der Sinnseite der Signifikanten klebend, möglich, ein wenig zu begehren, zumindest: mit dem Begehren wohl an der Kante des Grauens zu spielen, so bricht dieses Begehren hier zusammen, weil nichts mehr gleiten kann, und er sieht sich bezeichnet vom Unbezeichnenbaren: ein Nichts. Ich denke, wir können des Zwangsneurotikers Begehren auch als ein Spiel mit dem Grauensvollen erfassen, ein Genießen der Not, immer wieder den sinnschließenden Ausdruck zu finden und zu halten: mangelt der, weicht er – Panik. Ist selbst die verkümmerte Form seines Begehrens nicht mehr möglich, so bricht ihm das gesamte Reich des Symbolischen zusammen. Definiert als das Begriffene und Handhabbare, muß es, wenn auch nur eines seiner Elemente diese Handhabbarkeit verweigert, wie ein Kartenhaus zu

sammenstürzen. Wer *scio* sagt, *ergo sum*, der ist nicht mehr, wenn das Wissen nicht hält; dann ist auch kein *cogito* mehr möglich und kein *Sein*.

Denselben Zusammenhang von Panik und Zusammenbruch des Symbolischen illustriert Freud mit der Massenpanik im Krieg. In *Massenpsychologie und Ich-Analyse* nennt er das Beispiel der Armee, die sonst gefährliche Situationen tadellos besteht, aber in Panik auseinanderstiebt, wenn der Feldherr gefallen ist¹². Auch hier ist ein festdefiniertes symbolisches Gerüst zerfallen, weil eines ihrer Elemente fiel; die Bindungen lösen sich auf, die Armee stiebt in Panik auseinander; sie ist nicht mehr.

Ich kenne mich zu wenig gründlich aus, um diese Auffassung der Panik sauber in die vorhandenen Auffassungen der Angst einordnen zu können. Bei allen habe ich aber den Eindruck, daß es dort noch immer um einen Affekt geht, der sich innerhalb der beibehaltenen Verknotung des Realen, Symbolischen und Imaginären bewegt, während ich in meinen Überlegungen dazu gelangt bin, für die Zeit der Panik einen Zusammenbruch des Symbolischen anzunehmen.

Mehrere Möglichkeiten, den Vorgang, den ich umkreise, zu beschreiben, lassen sich formulieren:

1. Wie bereits entwickelt: Es geht um einen momentanen Zusammenbruch des Symbolischen. Ist das Symbolische für das neurotische Subjekt aus scharfdefinierten Signifikaten zusammengesetzt, so bedeutet ein Nicht-bezeichnen-Können, daß das Subjekt, das in seinem Denkbewegungszwang jenes Gleiten auf sich genommen hat, das eigentlich Sache der Signifikanten ist, als Stillgestelltes ihre Verbindung nicht mehr aufrechterhalten kann. Damit werden die Elemente disparat, sind ohne Zusammenhang, das Gebäude zerfällt. Die *Hilflosigkeit* ist das Erfahren der Unregierbarkeit der Signifikanten.

2. Unter dem Gesichtspunkt des Begehrens könnte formuliert werden, daß mit dem Stillgestelltsein auch die verkehrte Begehrensweise des Zwangsneurotikers ein Ende hat. Jones' Aphani-

sis; aber nicht als ein Erlöschen des Begehrens, sondern als seine Unmöglichkeit. *Hilflosigkeit* auch hier.

3. Vielleicht kann man auch sagen: das Symbolische geriert, erstarrt um den einen hier festgemachten Schnitt herum, der zum Rahmen, zum Fenster wird, aus dem etwas invahiert, dessen Beute das Subjekt wird. Der Traum des Wolfsmannes legt dies nahe.

Ich sage nicht *non liquet*, weil ich die Dinge auch nicht bis zu einem Punkt treiben konnte, wo die Entscheidung einer Nichtentscheidbarkeit getroffen werden könnte. Hier muß weitergearbeitet werden.

Ich kann auch nicht sagen, inwieweit mein Zugang von der Zwangsneurose her auch lediglich zu Aussagen über die drohende Panik in der Zwangsneurose führt. Wenn es in der Panik um den Zusammenbruch des Symbolischen geht, dann freilich ist der das Symbolische fixieren wollende Zwangsneurotiker für diesen Zusammenbruch besonders disponiert – es ist das Unregierbare, das ihn in der Panik bedroht.

Das Traumatische, das Freud in der Auseinandersetzung mit Ranks *Trauma der Geburt* zu einem immer wieder erinnerten Urerlebnis machte – es wird bei dieser Betrachtung zu einer Grundierung unserer Existenz. Aber nicht als Gewesenes, sondern als latent Präsentes: immer dann, wenn das Symbolische nicht hält, uns das produktive Vorwärtsfallen der Signifikanten mißlingt.

Spekulationen

Von der Annahme her, die Panik sei an ein zeitweises Zusammenbrechen des Symbolischen gebunden, will ich noch einen Schritt weitergehen. Die sie erlitten haben, schildern sie als eine Überwältigung – nicht durch dieses oder jenes Bedrohliche, sondern durch ein Unnennbares: Es gibt weder Wort noch Bild, das den »Gegenstand« der panischen Angst zu repräsentieren vermöchte. Von diesem Erlittenen ist nur zu sagen, daß es unwiderstehlich ist,

eine ungeheure Macht und Kraft, die das Subjekt überrollt, eine Überflutung, eine Invasion.

Wenn der Mensch des Symbolischen beraubt ist, hält ihn nichts mehr, hält ihn auch nichts mehr zusammen. Er ist dann nur noch etwas von Körper, aber nicht mehr der Sprachkörper, der unserem Leib Struktur gibt, und auch nicht imaginäre Gestalt, die als umgrenztes Bild ohne das haltende Symbolische nicht mehr bestehen kann.

Ist es dieses Etwas-von-Körper-Sein, Nur-Körper, der in der Panik erfahren wird? Ich habe oben auf einen auffälligen terminologischen Wechsel in *Hemmung*, *Symptom* und *Angst* hingewiesen. Aus »Erledigung heischenden Reizgrößen« und »unlösbarer Bedürfnisspannung« wird ohne Vermittlung »Triebanspruch« (S.175). Wie mir scheint, hat Freud an das erste das Trauma gebunden, an das zweite die Signalangst. Vielleicht ist die Panik mit diesem ersten Zustand einer Welt des Somatischen, Freuds »Reizgröße« und »Bedürfnisspannung«, in Zusammenhang zu bringen.

Das weist auf den unsprachlichen Teil unserer Existenz hin, und von ihm nehme ich an, daß ihm das Subjekt in der Panik ausgeliefert ist, ihn ungefiltert und unstrukturiert wahrnimmt. Keineswegs Erinnerung an ein reales Trauma, das der Geburt, zum Beispiel, sondern stets lauernes Substrat unserer Existenz, das dann zum Vorschein kommt, wenn zerreißt, wenn für einen Moment ausgesetzt, was uns als Sprechwesen ausmacht.

Erfährt das panische Subjekt das Leben, das uns lebt, dem wir ausgeliefert, dessen Teil wir sind? Pure Propagation, Werden, Vergehen und wieder Werden, das durch den Bocksgott Pan nicht schlecht repräsentiert ist? Vielleicht also ist Panik dies: daß wir im Zusammenbruch des Symbolischen halt- und gestaltlos in das Organische stürzen, in das Leben, das wir zu allererst, noch vor der Sprache, sind.

Eine Ahnung davon haben wir wohl auch dann, wenn uns die Bekanntschaft mit der Panik erspart bleibt. Das Leben, das wir sind, erfahren wir als Sexualität, und da kann es uns an die Grenze

der Angst führen – noch »vor« aller Sexuierung und Geschlechtsordnung, mit deren Zusammenbruch der Orgasmus spielt – freilich in der stützenden Gegenwart eines begehrenden Anderen.

Das Leben kann auch im Objektiven eine Quelle des Grauens sein. Dort nämlich, wo Werden und Vergehen in einem Bild komprimiert sind und uns das, was unser Substrat ist, demonstrieren. Deshalb tanzen die Skelette im mittelalterlichen Totentanz, deshalb wird die Frau des Mittelalters nicht anders denn als halbverwest gezeigt. Zu denken ist auch an den Traum von Irmas Injektion, wo die nekrotischen Stellen und das weibliche Genitale zusammengebracht werden, bevor der Träumer durch ein Symbolisches, die Formel des Trimethylamin, gerettet wird. In der Filmwelt der Gegenwart sind mit Dracula, mit Zombies und Lemuren Figuren entworfen, die die Grenze von Tod und Leben, Sterben und Wiederauferstehen im Wortsinn »verkörpern«.

Der Film erlaubt, mit ihnen zu spielen und in Grauen zu wandeln, was, wäre es »real«, uns in Panik stürzen müßte. Es geht aber nicht darum, daß uns hier Schreckensfiguren vor Augen gestellt werden, sondern darum, daß diese Schreckensfiguren das sind, was wir auch sind: als körperliches Geschehen, als Werden und Vergehen. Reine Lebenskraft vor allem Symbolischen. Am energischsten findet sie sich verkörpert in jenen *Science-fiction*-Filmen, wo alles Symbolische, das uns »o ja, bis an die Sterne weit« getragen hat, zusammenzubrechen droht vor dem Leben der aus Ei und Schleim hervorgekrochenen Biester.¹³ Von hier unsere Furcht und unser Ekel vor allem wimmelnden Getier. Und von hier der ganze Aufwand im Symbolischen, der der Strukturierung des Geschlechtlichen dient.

Dies könnte ein anderes Licht auf die Frage der Todesangst werfen, die ja gemeinhin mit »Panik« verbunden wird. Die Todesangst ist nicht die Angst vor dem biologischen Tod, über den das Unbewußte nichts wissen kann, sondern ist Angst vor dem Leben, dem wir ausgeliefert sind, wenn wir in dem ersterben, was uns zu Menschen macht. Ein Tod auch dies, aber nicht der biologische,

sondern der Tod des Sprechwesens Mensch. Diesen können wir sehr wohl fürchten und erleiden, während jener in der Tat ganz außer uns ist.

So daß ich zu sagen wage, die Angst der Panik ist keine Todesangst, sondern Lebensangst¹⁴: Angst vor dem Realen, insofern es unser biologisches Leben ist. Leben, das sich vielleicht so fassen läßt: Leben minus all das, was das Menschliche als Sprechwesen ausmacht: Libido?

Anmerkungen

- * Vortrag, gehalten am 12.03.1993 in einem von C.D. Rath geleiteten Colloquium der *Psychoanalytischen Assoziation* zum Thema »Affekt«.
- ¹ *Hemmung, Symptom und Angst*, GW XIV.- Seitenzahlen ohne weitere Werkangabe beziehen sich auf diesen Text.
- ² J.Lacan: *Radiophonie, Television*.- Weinheim (Quadrige) 1988.- S.75.Cf.
- ³ J.Lacan: *Angoisse*.- 3.7.1963.
- ⁴ Vgl. Rank: *Das Trauma der Geburt*.-
- ⁵ J.Lacan: *Angoisse*.- 30.1.1963.
- ⁶ Er zeigt sich zum Beispiel in dem Begriff *Realangst* für Kastration und deren Rückführung auf einen tatsächlich drohenden Penisverlust.- Vgl. Hans-Dieter Gondek: *Die Angst als »das, was nicht täuscht«*.- In: B.Taureck: *Psychoanalyse und Philosophie. Lacan in der Diskussion*.- Ffm (Fischer) 1992.- S.121.
- ⁷ In diesem »wie« liegt eine bezeichnende Unbestimmtheit: kann doch das Trauma selbst sich nicht einschreiben. Aber wie ist es dann erinnerungsfähig?
- ⁸ Vgl. Gondek a.a.O. S.120 f.
- ⁹ Vgl. Gondek a.a.O. S.120 f.
- ¹⁰ *Zeitgemäße*, GW X, S.353.
- ¹¹ J-Laplanche, J.-B. Pontalis: *Vocabulaire de la Psychanalyse*.- Paris 1967, S.28.
- ¹² GW, XIII, S.104 ff.
- ¹³ Angeregt wurden die letzten Sätze durch Äußerungen von Slavoj Žižek in einem Vortrag, den er am 26. Februar 1993 auf Einladung der »Le[]rstelle - Psychoanalyse Philosophie Kunst« in Hamburg gehalten hat.
- ¹⁴ »Die Angst des kleinen Kindes, wenn es allein gelassen wird, gilt der Mutter, später anderen vertrauten Personen, und ist der Ausdruck einer unerfüllten Sehnsucht, mit der das Kind noch nichts anderes anzufangen weiß, als sie in Angst zu verwandeln«. *Massenpsychologie und Ich-Analyse* StA IX, S.111.

Die Position des Analytikers und das analytische Bridge*

Mehrmals spricht Lacan vom analytischen Bridge in diesem Seminar *Le Transfert*, aber auch in *La chose freudienne*, in *La direction de la cure* und schließlich in der Einführung zur Taschenbuch-Ausgabe seiner *Ecrits*.

Warum dieser Begriff des analytischen Bridges? Welche Entsprechung kann es zwischen dem Spiel Bridge und der analytischen Situation geben?

Bridge spielt man mit 52 Karten, ausgeteilt an vier Spieler, die paarweise angeordnet sind als Nord-Süd und West-Ost, zwei Partner gegen zwei andere Partner.

Während nun aber zu viert gereizt wird, wird das Spiel zu dritt gespielt, denn einer der Spieler ist der *Tote*¹ und deckt seine Karten auf. Dieser *Tote* ist eine Besonderheit des Bridge. Es gibt Regeln – Regeln, wie man reizt, und Regeln, wie man die Karten ausspielt. Es gibt einen Kontrakt, den man erfüllen muß.

Die Kartenverteilung, das Spiel zu viert, die Gegenwart des *Toten*, schließlich die Regeln, all kann durchaus an die analytische Situation erinnern, die ebenfalls bestimmte Regeln hat, deren Hüter in gewisser Weise der Analytiker ist.

Auch die analytische Situation bringt vier Terme ins Spiel; denn, sagt uns Lacan, entgegen dem Anschein »gibt es in der analytischen Situation nicht nur zwei anwesende Subjekte, Analytiker und Analysant, sondern zwei Subjekte, deren jedes mit zwei Objekten ausgestattet ist, dem *Moi* und dem anderen ... klein anderen ...«².

So wie es im Bridge eine Ordnung gibt, ein Dransein, einen Zeitpunkt zum Ausspielen seiner Karte, da die Anordnung der Plätze durch das Geben, das Verteilen der Karten, definiert ist, so interveniert in der analytischen Kur der Analytiker nicht egal wann und egal wie. »Der Analytiker« sagt uns Lacan, »beeinflusst die bedeutensamen Widerstände, welche die *Parole* beschweren, hemmen und umleiten ...« »Der Analytiker schaltet sich konkret in die Dialektik der Analyse ein – indem er seine Position kadaverisiert³ ... – indem er den *Toten* macht – sei es durch sein Schweigen dort, wo er der Andere mit einem großen A ist, sei es, indem er seinen eigenen Widerstand dort annulliert, wo er der andere mit einem kleinen a ist. In beiden Fällen und unter den jeweiligen Einwirkungen des Symbolischen und Imaginären vergegenwärtigt er den Tod.«

Mit anderen Worten, »er setzt nicht sein eigenes *Moi* oder seinen Körper ein, auch nicht seine Affekte: er muß sie schweigen machen, muß also losgelöst sein von seinem Spiegelbild ... die Gefühle des Analytikers haben nur einen möglichen Platz im analytischen Bridge, den des *Toten* ...«

»Nun geht es aber um Übertragung; sie installiert sich, wenn der Analysant wahrhaft impliziert ist und die Rolle, der Platz oder besser: die Position des Analytikers ihr volles Gewicht nimmt; denn wenn es wahr ist, daß das Subjekt-Wissen-Unterstellt auf der Seite des Analytikers ist, dann ist es so durch seine Position. Wem unterstelltes Wissen? Dem Analytiker nicht, sondern seiner Position.

Mithin ist bestimmend die Position des Analytikers, und nicht was seine Person ausmacht, nicht einmal, ob er Mann oder

Frau ist. Überdies präzisiert Lacan, der Analytiker täte besser daran, sich auf seinen Seinsmangel zu stützen als auf sein Sein ...

»Jedoch« fügt Lacan hinzu – »verschlossenes Gesicht und versiegelte Lippen haben hier überhaupt nicht dasselbe Ziel wie beim Bridge. Denn wenn der Analytiker sich den zur Hilfe holt, den man den *Toten* im Bridge nennt, dann, um den Vierten auftauchen zu machen, der hier der Partner des Analysierten sein wird und dessen *Blatt* der Analytiker durch seine Aktionen ihn erraten zu lassen sich bemüht: dies ist die Bindung, sagen wir, der Selbstverleugnung, die der Einsatz der Partie in der Analyse dem Analytiker auferlegt.«⁴

Wie das? Wir sehen, daß der Platz der Gefühle des Analytikers der Platz des *Toten* ist: der Analytiker spielt mit einem *Toten*, bedient sich der Hilfe dieses *Toten*, das heißt, daß in diesem kleinen anderen in ihm etwas fähig ist, den *Toten* zu spielen.

Er macht sozusagen seine Gefühle schweigen, seine Affekte, seine Seelenzustände. Charles Melman nimmt Freuds Bild vom Spiegel auf und sagt: das ist »... keine Doppelung, sondern, insofern Nichtbild, keine bildhafte Präntention des Analytikers, die da auf diesem Schirm irgendwie eine Norm prägte, kein Hindernis für alle möglichen Bilder seines Patienten, insofern sie sich produzieren, zutagetreten müssen.«

Und so, sagt uns Lacan, diesen Vierten auftauchen machen, diesen Partner des Patienten: dem Patienten zu diesem Partner Zugang geben, zu diesem *Gegebenen*, zu diesem *Blatt*, wie man im Bridge sagt, zu diesem *Blatt*, das sonst unzugänglich bliebe.

Denn wenn jemand in Analyse kommt, sind ihm seine Karten sozusagen schon zugeteilt. Es geht darum, das Spiel wiederaufzunehmen und es noch einmal zu spielen, aufgeklärter, weniger blind.

Sehen wir uns zusammen dies Schema in diesem Seminar an, genauer gesagt, in *Stécriture*.

i(a₂)

A

III

i(a) II

I S-A

IV

\$

Im analytischen Bridge, sagt uns Lacan – der Analytiker ist hier in I –, hat das Subjekt S, das er ist, gegenüber seinen eigenen kleinen anderen: i(a), hier in II. Setzen wir hier in III den Platz dieses Anderen, groß Anderen, der spricht, den, den der Patient hören wird; der Patient wird durch \$, gebarrtes Subjekt, repräsentiert, wird hier in IV sein, Subjekt, insofern von sich selbst unerkannt; und dieser Patient wird in III – und mithin an diesem Platz des groß Anderen, den er hört – er wird finden, daß er auf diesem Platz das Bild seines eigenen klein anderen hat: i(a₂), und wird hier in I das Bild des groß Anderen haben: A, den Platz, die Position des groß Anderen, insofern der Analytiker ihn einnimmt.

Wir sehen, daß der Patient, \$ hier in IV, in diesem analytischen Bridge einen Partner in III hat, ihm gegenüber, sein eigenes *Moi* i(a); und »wundern Sie sich nicht« sagt Lacan, »am selben Platz sein, des Analysierten, eigenes und diesen Anderen verbunden zu finden: er muß seine Wahrheit finden, die der groß Andere des Analytikers ist ... und das ist es, was die *Kartenverteilung erraten machen* sagen will, diese zu findende Wahrheit; der Analytiker wird sich anstrengen, durch seine Aktionen das Blatt erraten zu lassen; durch seine Aktionen, anders gesagt, durch seine Interpretationen, seine Interventionen.« Wenn Sie so wollen, gibt es also eine Dif-

ferenz zwischen den beiden hier gegenwärtigen Paaren: Auf der einen Seite das Paar S und A (Subjekt und A) des Analytikers, der durch seinen Werdegang bewirkt hat, daß sie nicht getrennt sind, dergestalt daß sie ein Band bilden mit seinem möglichst neutralen Bild; und dann jenes Paar des Analysanten und sein groß Anderes: Dieses Paar hier ist getrennt; das gesplante Subjekt hier in IV hat keinen Zugang zu den Karten seines groß Anderen ihm gegenüber, dessen Blatt der Analytiker ihn erraten zu lassen bemüht sein muß. Denn da, ihm gegenüber, ist das Bild seines eigenen *Moi*, $i(a_2)$, auf demselben Platz wie sein groß Anderes, in gewisser Weise als dessen Gefangener ...

Wenn man »die Bridge-Metapher« verfolgt und sagt, »daß der Analytiker sich 'zur Rechten' oder 'zur Linken' des Patienten plaziert, heißt das, in einer Position, aus der er nach oder vor dem vierten spielt ... mit dem *Toten*«⁵. Ich denke, wir müssen das in topologischen Begriffen hören, der adäquate Platz für eine Deutung in bezug auf die Produktionen des Unbewußten, das heißt, weder zu spät noch zu früh noch zu raten versuchen ... so daß der Analysant nicht das Gefühl hat, daß man ihm eine Deutung aufzwingt. Eine vorzeitige Deutung wird, selbst wenn sie richtig ist, nicht angenommen.

Gleichwohl kommt es aber vor, daß der Analytiker für den Analysierten den Platz des Ich-Ideals einnimmt: das sagt man so, und das kommt vor. Der Analytiker muß den Analysanten aus dieser Position rausbefördern; ist nicht dies das Interessante an dieser Bridge-Metapher: daß man sich löst aus der Falle der Identifikationen, indem man die Dinge jetzt als Dispositiv sieht; denn in diesem Spiel ist der Analytiker keineswegs der absolute Herr des Spiels; er ist auf dem Platz, wohin ihn die Kartenverteilung gesetzt hat; dort ist er mit den Karten, die der Signifikant verteilt hat.

Denn, so sagt uns Lacan, kein anderer Herr als der Signifikant. Der Trumpf-Herr [*l'atout maître*] dieses Bridge-Spiels trägt seinen Namen zu recht.⁶ Trumpf [*atout*] ist Herr des Spieles – wenn man Trumpf [*atout*] spielt.

Sind die Karten verteilt, dann sind die Spiele schon gelaufen, denn es gibt nicht beliebig viele Varianten, eine Partie zu spielen. Im Bridge kann man *impassieren*. Das geht nicht egal wie und nicht in beliebiger Richtung. Um zum Beispiel bei einer *Gabel* den König zu nehmen, zum Beispiel dem Toten zur Rechten, muß man aus seiner Hand zur *Gabel* hinspielen.

Ohne Zweifel ist es das, was vor oder nach dem Vierten zu spielen bedeutet, das heißt, plaziert am rechten Ort in bezug auf die Deutung, in bezug auf die Produktionen des Unbewußten; nicht zu viel erraten, zumindest nicht zu früh deuten, abwarten, bis man plaziert ist, damit der Analysant nicht das Gefühl hat, man zwingt ihm eine Deutung auf; keine verfrühte Deutung, denn selbst wenn sie richtig wäre, würde sie nicht angenommen.

Kann der Analytiker also in dem blinden Spiel, das jeder von uns in der Existenz spielt, helfen, es neu zu spielen, minder blind?

Aus dem Französischen übersetzt von Hinrich Lohmann

Anmerkungen

- * Dieser Text wurde 1989 in *Séminaire d'été* der Association Freudienne über Lacans Seminar *Le Transfert* vorgetragen.
- 1 A.d.Ü.: In der deutschen Bridge-Sprache: *Strohmann* oder *Dummy*.
- 2 *La chose freudienne* - *Les Ecrits*.
- 3 A.d.Ü.: *en cadavérisant*; Neologismus zu *cadavre*, Leichnam. Anklang an *vérité*, Wahrheit.
- 4 *La direction de la cure* - *Les Ecrits*.
- 5 *La direction de la cure* - *Les Ecrits*.
- 6 A.d.Ü.: *L'atout maître*: *atout* = Trumpf, *maître* = Herr, *atout maître* = die höchste Trumpfkarte, die noch im Spiel ist. In diesem Wort ist enthalten *tout* = alle, alles. Wörtliche Übersetzung für *atout-maître* also etwa: »Herr über alles«.

Mitteilungen der Assoziation

Arbeitsfelder

der Assoziation Durch Beschluß der Mitgliederversammlung sind die folgenden Arbeitsfelder für die Mitglieder der Assoziation eingerichtet worden:

Hystorie

der Psychoanalyse

Arbeitsgruppe: Das Gesetz und die Frage der Öffentlichkeit

Wie von der Praxis der Psychoanalyse sprechen?

Psychoanalyse und Literatur

Lektüre von J. Lacans »Le transfert«

Ideal und Stilfragen der psychoanalytischen Arbeit

Endlichkeit

Anmeldungen zu den genannten und Vorschläge zu weiteren Arbeitsfeldern nimmt der Koordinator entgegen. Jedes Arbeitsfeld besteht aus drei bis fünf Mitgliedern der Assoziation und einem Berichterstatter.

Voraussetzung für die Teilnahme an einem Arbeitsfeld ist die Mitgliedschaft in der Assoziation.

Das Begehren des Analytikers

Die Mitglieder, die sich als Analytiker erklärt haben, konstituieren das Arbeitsfeld *Das Begehren des Analytikers*. Es arbeitet an der Frage nach dem Grund zur und der Übertragung, der Ausrichtung der Kur. Wie ist die Identifizierung zu fassen im Hinblick auf die Funktion des *a'*?

Seminare 93/94 Harald Greil

Witz und Interpretation.

Siehe dazu den in diesem Heft, S. 3 ff, abgedruckten Vortrag.

Mittwoch, 20.00 Uhr, vierzehntätig

Beginn: 10. 11. 1993

Ort: Galerie T & A, Wallstraße 60

Eva-Maria Jobst

Namen.

Dienstag, 20.00 Uhr, vierzehntätig

Beginn: 30. 11. 1993

Ort: Galerie T & A, Wallstraße 60

Eckhard Bär

Sucht und Narzißmus.

Dienstag, 20.00 Uhr, vierzehntäglich

Beginn: 9. 11. 1993

Ort: Moselweg 27, 3500 Kassel

Anmeldungen zu den Seminaren über das Sekretariat der Assoziation oder in der ersten Sitzung bei den Seminarleitern. Die Kosten für ein Seminar betragen 60,- DM, für mehrere Seminare 100,- DM.

Colloquium

»Übertragungsliebe« Colloquium für Assoziationsmitglieder und Gäste

Freitag, 20.15 Uhr, vierzehntäglich

Beginn: 07.01.1994

Ort: Galerie T & A, Wallstraße 60

Colloquium

»Analytikerausbildung, Lehranalyse« Die nächsten Termine sind:

07.11.1993, 10.30 Uhr

Daniel Lemler (Straßburg)

Psychoanalyse – was für eine Geschichte?

28.11.1993, 10.30 Uhr

Peter Müller (Karlsruhe)

Schwer-Hörigkeit.

Ort: Galerie T & A, Wallstraße 60

Hinweis Der Reader zur Tagung »Geld« ist erschienen. Er umfaßt 134 Seiten und kostet 20,- DM. Bestellungen sind an die Redaktion des *Briefs* zu richten.

Impressum

Redaktionskomitee: Hans-Werner Lehmann
Christiane Schrübers
Ilsabe Witte

Layout: Kontor der Stadtschreiber

Druck: Druckerei Weinert

Redaktionsanschrift: c/o Witte, Cheruskerstr. 6,
10829 Berlin

Die *Briefe* erscheinen in der Regel dreimal im Jahr. Sie informieren über die Arbeit der Assoziation und veröffentlichen aus dieser Arbeit entstandene Texte. Wer sie zu erhalten wünscht, teile dies bitte der Redaktion mit.